

feria quinta post diem Conceptionis Mariae. Aus so tiefgehender Wurzel sproßte beim Kloster Wessobrunn mit der Zeit eine Bruderschaft von der unbefleckten Empfängnis Mariä empor, im Jahre 1711 dort kanonisch eingesetzt, eine Bruderschaft, welche sich über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitete — bis nach Italien, Elsaß, Frankreich, Belgien, Ungarn u., wie denn das liebliche Marienbild des Bruderschafts-Altars die weiteste Verbreitung in Kopien erlangt hat. Bischöfe und Landesfürsten traten dieser Bruderschaft bei und die Beherrscher des Bayerlandes waren ihre Schutzherrn, wie die jährlichen Berichte vom Umfange eines Oktav-Bändchens mit dem Titel Fama Wessofontana auswiesen. (L. cit. S. 493 ff.)

Daß jenes Augsburger Missale welches das bereits beschriebene Gloria Marianum enthält, in der Diözese Augsburg, welche vormals zur Kirchenprovinz Mainz gehört hat, seiner Zeit gleichmäßig allenthalben im Gebrauche war, versteht sich gemäß der kirchlichen Einrichtung eines Bistums schon von selbst, wird aber noch besonders durch den Umstand erwiesen, daß ein Exemplar jenes Missale von 1491 mit seinem Gloria Marianum in der Bibliothek des bischöflich Augsburgerischen Landkapitels Weilheim aufbewahrt worden ist, welches Exemplar laut der Notizen, die im einleitenden Kalendarium angebracht stehen, einst der Pfarrei Söcherling angehört hat.

Daß schon um 1491 das Fest Mariä Empfängnis in vielen Orten mit Kirchenbesuch und Enthaltung von knechtlichen Arbeiten gefeiert worden ist, und insbesondere im vorgenannten Landkapitel (im altbayerischen Teile der Augsburger Diözese), dürfte aus dem Umstande sich abnehmen lassen, daß ein um 1480 auf Pergament in zierlicher Frakturschrift (zum Anmerken der Jahrtagsstiftungen) von geübter Hand verfertigtes Kirchen-Kalendarium des Heiliggeist-Spitals in Weilheim, wie den Vortrag „Visitatio V. Marie“ beim 2. Juli, so auch beim 8. Dezember den Vortrag „Conceptio V. Marie“ in roter Farbe, und zwar wie bei andern Marien-Festen von erster Hand.

Daß aber mit der Feier der Empfängnis Mariä die unbefleckte Empfängnis von jeher gefeiert worden ist, das ist selbstverständlich, „cum Ecclesia nonnisi de Sanctis dies festos celebret,“ wie es in der Bulla dogmatica Pii Papae noni heißt.

Seminar oder Universität?

Von Professor Alois Pachinger in St. Florian. (Ob.-Oesterr.)

In jüngster Zeit ist der schon alte Streit über den Vorrang der Universitätsbildung vor den Seminarstudien wieder in aller Heftigkeit geführt worden. Die Elsässer protestierten gegen eine theologische Fakultät; einem Dr. Müller, Diefenbach kommt wieder alles Heil von den Universitäten, alles Uebel von den Seminaristen;

der Letztere findet gar einen Zusammenhang zwischen Seminar und Los von Rom-Bewegung in Oesterreich heraus. Er schreibt: „Bedenkt man, daß solche (... Theologie-) Kandidaten an den Knaben- und Priesterseminarien ihre Ausbildung erlangen, so ist zu begreifen, daß der Priester in Oesterreich im öffentlichen Leben die Achtung nicht genießt und den Einfluß nicht gewinnt, welche seine Kollegen in Deutschland auszeichnen. In Innsbruck gibt es eine vortreffliche Fakultät der Theologie, von Jesuiten geleitet. Allein die hochwürdigen Bischöfe von Tirol ziehen vor, ihre Priester in den Diözesan-Seminarien auszubilden. An Fachbildung mag ihnen nichts fehlen; an allgemeiner Bildung würden sie gewiß gewinnen, wenn sie die Universität in Innsbruck auch nur während zweier Semester besuchen würden. Durch Anschluß und Verkehr mit katholischen Theologen würden die katholischen Hörer an anderen Fakultäten einen geistigen Gewinn erzielen, welche leider ohne bessere Einflüsse ganz im Strome und Strudel einer unchristlichen Zeitrichtung untergehen. An verschiedenen deutschen Hochschulen sind die Theologen das, was der Heiland als fermentum, als Sauerteig bezeichnet hat. Diese fehlt an den österreichischen Hochschulen zumeist, es kommen deshalb die christlichen Verbindungen nicht recht zur Blüte.“ Da haben wir es — die Seminarien hindern die Blüte der Hochschulen, der im Seminar gebildete Geistliche, mag genügende Fachbildung — wie gnädig! — haben, genießt aber keine Achtung im öffentlichen Leben — das ist ein Hauptgrund, warum so viele Oesterreicher die Kirche verlassen, meint Diefenbach.

Hören wir noch einen neueren Verteidiger der Universitätsstudien! Dr. Jos. Müller (Reformkatholik Seite 84): „Wir haben in Deutschland noch 6 oder 7 Hochschulen mit theologischen Fakultäten; ich sage nicht, daß sie durchaus musterhaft besetzt sind (mir scheint vielmehr auch hier die Scholastik eine bedauernswerte Ueberherrschaft zu besitzen), doch sind wenigstens einige Gelehrte ersten Ranges noch vorhanden und ohne unsere Universitäten wäre das Ausblühen der katholischen Theologie in diesem Jahrhundert unmöglich gewesen. Der rege Verkehr unter den Gelehrten, die reichen Sammlungen und Bibliotheken, die Befruchtung durch die verwandten Fakultäten geben den Lehrern und Schülern an den Universitäten einen Vorsprung vor den Seminarien, den diese niemals einholen können. Die Elite der Geistesbildung konzentriert sich an den Hochschulen . . . Aubry fragt in seinem „Essay sur la methode des études ecclesiastiques en France 1890: „Wir konstatieren, daß es in Frankreich 50.000 Priester gibt, welche sich mit der Seelsorge, der Erziehung und dem Apostolat in allen seinen Formen beschäftigen und dennoch entschlüpft die Gesellschaft ihren Händen. Woher kommt dieses trostlose Uebel? Von den Seminarien. Diese sind an sich, speziell aber in Frankreich, nicht imstande, einen Klerus auszubilden, welcher den Angriffen des modernen Unglaubens gewachsen ist. Die vielen kleinen Seminarien sind ab-

geschlossen vom großen geistigen Verkehr, besitzen zu wenig literarische Hilfsmittel, um den Professoren Gelegenheit zu geben, mit den Fortschritten der theologischen Wissenschaft gleichen Schritt zu halten, die Kontinuität des Unterrichtes fehlt, wenn jeder folgende Bischof seine individuellen Ansichten zur Norm macht . . . Der Unterricht wird zur geisttötenden Dressur. Statt des lebendigen Wortes wird dem Zögling ein trockenes Lehrbuch, ein entwickelter Katechismus in die Hand gegeben, sie müssen ihr Gedächtnis mit allen möglichen und unmöglichen Dingen vollstopfen und sind froh, wenn sie beim Examen die Register richtig gezogen haben. . . . Die Leiter der Seminarien wollen ja keine gründlich gebildeten Theologen, weil diese zu stolz werden könnten. . . .

„ . . . Ähnlich wie in Frankreich liegt die Misere in Italien und Spanien. In Italien ist die Theologie von den Universitäten glücklich verdrängt und die Hochburgen der Wissenschaft dem Unglauben widerstandslos ausgeliefert. Dafür hat Italien 277 Seminare mit 696 Lehrern; von welcher Qualität letztere sind, läßt sich daraus wohl erkennen.“ S. Dr. Müller. Was soll man auf solche Uebertreibungen antworten? Nichts als, was Dr. Brück in seiner Geschichte d. kath. Kirche i. 19. Jahrh. III. 382 schreibt: „Leider wurde die Polemik (über die Seminarfrage) nicht immer mit jener Ruhe und Objektivität geführt, welche die Wichtigkeit der Sache erfordert; vielfach mußten unwürdige Verdächtigungen und Schlagwörter den Mangel an wirklichen Gründen ersetzen.“ Die Päpste haben die Universitäten stets mit großen Privilegien ausgezeichnet, sie gegründet und für ihre Erhaltung große Opfer gebracht. Die Päpste haben aber auch den Nutzen der Seminarien zu jeder Zeit betont. Jeder Katholik wird dem Beispiele Roms folgen und froh sein, daß wir beide Institute haben.

Die theologischen Fakultäten sollen Bollwerke der katholischen Wissenschaft sein. Die Professoren derselben, mit Lehrstunden nicht überladen, sind in jeder Hinsicht in der Lage, als Forscher zu arbeiten,¹⁾ Vorposten gegenüber der ungläubigen Gelehrtenwelt zu sein,

¹⁾ Anmerkung der Redaktion: Bei den Protestanten macht sich eine Reaktion gegen die Doppelstellung des Professors zur Zeit schon sehr bemerkbar. So schrieb die „Evangelische Kirchenzeitung“ 1903, Nr. 45, S. 1063: „Es besteht gegenwärtig eine verhängnisvolle Vermengung der beiden Aufgaben, welche der Professor der Theologie zu erfüllen hat: wissenschaftliche Forschung und Ausbildung der künftigen Diener der Kirche, und es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die Professoren hiedurch vor eine ungemein schwierige, vielleicht kaum lösbare Aufgabe gestellt sind.“ Forschen und Unterrichten schließen sich gewiß nicht aus; wer aber zum Unterrichten angestellt und berufen ist, der muß Zeit und Kraft in erster Linie eben darauf verwenden und das Forschen kann nur nach Möglichkeit in zweiter Linie geschehen, eventuell muß es ganz unterbleiben. Damit ist natürlich das beständige Sichfortbilden, die Beachtung der erscheinenden Fachliteratur nicht zu verwechseln. Das wird Niemand unterlassen dürfen.

als solche jede bedeutende literarische Neuerscheinung zu avisiren, zu beurtheilen und zu widerlegen; die Theologie-Professoren an Universitäten sollen in außerordentlichen Kollegien — in den ordentlichen ist es ja auch in Hinblick auf den Großteil ihrer Hörer, die nicht der wissenschaftlichen Laufbahn, sondern der praktischen sich zuwenden werden, unmöglich — oder in den sogenannten Seminarien einzelne Traktate in großer Ausführlichkeit behandeln, die Schüler zu selbstständigen Arbeiten, Quellenstudium, Textkritiken 2c. anleiten. Das ist unser Ideal von einer theologischen Fakultät.

So hoch unsere Begriffe von einer theologischen Fakultät sind, ebenso entschieden weisen wir die Behauptung zurück, die Seminarien verschaffen den Theologen nicht die gehörige Fachbildung und bilden die Kleriker zu Leuten, die durch ihr sonderbares Benehmen im öffentlichen Leben reine Nullen sind.

Keinem Menschen wird es einfallen zu behaupten, die kleineren Anstalten entbehren jedes Mangels, Fehlers; es mag ja sein, daß bisweilen Lehrer langweilig das Lehrbuch erklären, schulmeisterlich den Gegenstand behandeln 2c.; das sind Ausnahmen, die nicht zu generalisiren sind. Sind denn die theologischen Fakultäten ganz ohne Defekt? hat es nicht auch an denselben schon Professoren gegeben, die ihren Hörern keineswegs imponierten, nie ein freies Wort sprachen? Wäre es gerecht, wenn bisweilen Geistliche, die an Universitäten studierten, schlechte Liturgisten sind, dies zu generalisiren? wenn Seelsorger, die nur das kanonische Eherecht gehört haben, beim Brautexamen Fehler machen, sich in Matrimonialangelegenheiten nicht zurecht finden, deshalb die theologischen Fakultäten zu verurtheilen? Nie und nimmer, es sind Schatten, welche bisweilen vorkommen, aber die leicht entfernt werden können und sollen.

An den Seminarien wird derselbe Lehrplan eingehalten, wie an den meisten Universitäten; ich sage an den meisten, da es Ausnahmen gibt, wie z. B. Innsbruck, wo Dogmatik besonders bevorzugt wird. Die einzelnen Disziplinen werden auch an Universitäten nicht in größerer Ausdehnung genommen. Das Gros der Theologen ist ja nicht zu Professoren, sondern zu Seelsorgern bestimmt; für die ist es nun gewiß erspriesslicher, z. B. in der heiligen Schrift mehr als ein Kapitel im Semester kennen zu lernen oder in der Kirchengeschichte nicht bloß einige Jahrhunderte, sondern die wichtigsten Ereignisse der ganzen Kirchengeschichte beurtheilen zu hören. Für weitere Studien sind deshalb Akademien, Seminare eingeführt. Mit derartigen Verhältnissen muß jede Universität so gut rechnen als die Seminare. Dr. Brück fällt dasselbe Urtheil a. a. O.: „Wie die Kataloge der Vorlesungen ausweisen, wird an den Universitäten kein anderer Gegenstand als in den Seminarien, und die einzelnen Disziplinen auch nicht in größerer Ausdehnung vorgetragen. Für strebsame junge Theologen ist es gewiß nützlich, durch Besuch der Vorlesungen anderer Lehrer und noch mehr durch persönlichen Verkehr mit solchen Männern der

Wissenschaft neue Anregungen zu erhalten, das bereits Gehörte von einer anderen Seite beleuchtet zu sehen. Ganz dasselbe läßt sich mit dem nämlichen Rechte auch vom Besuche theologischer Lehranstalten oder Seminarien nach vollendeten Studien an den Universitäten sagen.“ Die Materie des Studiums so anziehend als möglich, sich selbst und die Hörer stets mit den neuen Forschungen bekannt zu machen, ist Sache des Pflichtgefühles der Lehrer und pflichtvergessen werden doch so ohne weiteres auch die Seminar-Professoren nicht zu nennen sein.

Viele stoßen sich an der Methode, die gewöhnlich in Seminarien eingehalten wird. Der Stoff wird in wöchentlichen Vktionen durchstudiert, das Ganze am Ende des Semesters überprüft. Das mag ja augenblicklich wenig akademisch, ja volksschulmäßig erscheinen; das aber wird niemand leugnen, bei dieser Methode wird der ganze Stoff besser durchgearbeitet, geht in Fleisch und Blut des Studierenden über, und was eine Hauptsache ist, beim Besprechen wird mancher Zweifel gelöst, manches Unklare aufgeheilt, vielleicht auch manche schwache Seite des Vortrages entdeckt; es profitieren dabei Lehrer und Schüler. Ein Theologieprofessor, der selbst mit ausgezeichnetem Erfolge am Seminar und an der Universität seine Prüfungen gemacht, bestätigte es oft, daß diese Methode den Vorzug vor dem sogenannten akademischen Studium habe.

Schließlich heißt es, die Seminare haben keine Bibliotheken, ein großer Mangel für Schüler und Lehrer. Auch diese Behauptung entspricht nicht den Tatsachen. Soweit mir bekannt und Dr. Brück, der eine größere Erfahrung hat, bestätigt es, haben alle Seminarien Bibliotheken, die für die Theologen vollkommen ausreichen. Der angehende Theolog ist doch um Himmelswillen nicht als Forscher zu betrachten! Die Neuerscheinungen der theologischen Literatur werden gewissenhaft angeschafft und jeder Universitätsprofessor wird nicht mehr verlangen, als daß seine Hörer außer seiner Vorlesung auch das eine oder andere gediegene Buch lesen, und das geschieht und kann auch im Seminar geschehen. Den Seminar-Lehrern endlich werden die größeren Bibliotheken ohne Zweifel solche Bücher ausleihen, zu deren Ankauf ihre Kassen nicht ausreichen. Ich schließe mit den Worten des unsterblichen Universitätsprofessors Hettinger (aus seinem Timotheus): „Es hat Universitäten gegeben, an denen die Lehrer nicht viel Gutes lehrten und die Schüler wenig lernten und es gab kleinere Anstalten, an denen große Männer lernten und große Männer gebildet wurden.“

Die Theologen sollen das fermentum für die Universitäten sein. Ich möchte nicht mit P. Hammerstein die Befürchtung aussprechen, es leide durch den Besuch der Universitäten respektive durch den intimen Verkehr der Theologen mit den anderen Studenten in späterer Zeit die Frequenz der Sakramente vonseite der Letzteren. Es wird wohl selten vorkommen, daß zwei Kollegen am selben Orte

ihren Beruf ausüben; überdies ziehen meist Beamte, Lehrer zc. einen ganz fremden Priester als Beichtvater einem einheimischen vor, auch wenn kein Verkehr beim Bierfrug stattfindet; das ist eine alte Erfahrung. Wir dürfen ferner die Universitäten nicht meiden, weil sie konfessionlos sind; da heißt es den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragen. Wie viel Gutes stiften gerade die PP. Jesuiten in Innsbruck!

Bilden aber wirklich die Theologen den Sauerteig für die anderen Hörer? Die Geschichte beweist das Gegenteil. Vor einigen Jahren klagte mir ein Mitglied einer der ersten Universitäten Deutschlands, daß sovieler Theologen durch den Verkehr mit den anderen Studierenden, durch ihr freies Leben den Beruf verlieren. Das ist ja auch der Grund, warum man sobald an Universitäten z. B. Paris, Konvikte, Seminare eingeführt hat. Ueberdies hat ein Theolog auf Kollegen nie solchen Einfluß als ein anderer katholischer Student; man betrachtet ihn stets als Cicero pro domo. Die Reformkatholiken sollten doch sich schämen, Phrasen zu gebrauchen, deren Unwahrheit und psychologische Unrichtigkeit auf der Hand liegt. Der Theolog an der Universität, sich selbst überlassen, bleibt schließlich durch und durch Student; von religiösen Uebungen wird wenig oder keine Spur zu finden sein und ein solcher junger Mensch soll in einem halben oder ganzen Jahr den studentischen Geist vollständig ablegen, Priester mit Leib und Seele sein!

Eine Phrase ist es endlich, wenn man sagt, der Seminarist bekomme keinen Schliff und deshalb verachte man ihn in besseren Kreisen. Ja, wer schleift denn dem Universitätsstudenten seine Ecken ab? Verkehrt derselbe in den besseren Kreisen? Die Erfahrung zeigt das Gegenteil; der Umgang findet meist nur mit Kollegen statt und in diesen Kreisen läßt man sich gehen. Im Seminar hingegen betrachten die Oberen es als ihre Aufgabe, den jungen Menschen auch auf diese Seite der Bildung aufmerksam zu machen und in vielen Anstalten hält man sogar Konferenzen über Anstandslehre. Gewiß der Priester soll sich auf dem glatten Salonboden so gut benehmen können als im Bauernhause. Das ist aber auch sicher: selbst der Weltmensch findet bald heraus, ob diesem äußeren Firnis auch ein innerer Gehalt entspricht und viele der besten Familien wählen sich zum Seelenführer lieber einen frommen Priester mit etwas weniger salonmäßigen Manieren, als einen Gecken im Priesterkleide. P. Hammerstein hat Recht: „Es mag jemand noch soviel Gelehrsamkeit besitzen, noch soviel weltlichen Schliff, noch soviel Welterfahrung, noch soviel Fühlung mit der ersten Gesellschaft: ein würdiger Priester ist er nicht, wenn er nicht den Geist des Gebetes besitzt. Dieser Geist aber wird sicherer und vollkommener erworben in der Stille der Seminarien als in dem studentischen Treiben an unseren modernen Universitäten.“

„Seminare können gut sein und Universitäten können gut sein für die Ausbildung des Klerus“ (Hammerstein). — Das soll stets

auf allen Seiten anerkannt werden und dann wird der oft unerquickliche Streit über die Seminarien ruhen. Wird denn durch das Herabzerren der Seminare nicht der ganze geistliche Stand getroffen? Werden diejenigen Kreise, die die Theologie, auch wenn sie von Universitäts-Professoren tradiert wird, nicht als Wissenschaft betrachten, nicht ihr helles Gaudium an solchem Gezanke haben? Ohne Zweifel gilt auch hier: duobus certantibus, tertius gaudet. Wir schließen uns ganz und gar den Worten Settingers an: „Schafft uns gebildete, strebende, begeisterte und begeisternde Lehrer — darauf kommt es vor allem an.“ (Tim.) Wir sagen daher: Seminar und Universität, aber nicht Seminar oder Universität, in keinem Falle aber Universität allein.

Das dem Franziskaner-Vikarius der Vicaria Bosnae Fabianus a Bačka und dessen Nachfolgern und Substituten erteilte Privilegium oleum sanctum et chrisma conficiendi et benedicendi.

Von Professor P. J. E. Danner, S. J. in Klagenfurt (Kärnten).

Eine südslavische Franziskanerfamilie erscheint schon um das Jahr 1260 als Vicaria Bosnae mit acht Kustodien, nicht erst um das Jahr 1340, wie einige behaupten, und bestand als „Vicaria Bosnae“ bis zum Jahre 1514, in dem sie in die beiden „Provinzen“, nämlich in die Provincia „Bosnae“-Croatiae und in die „Provincia Bosnae Argentinae“ geteilt wurde. „Provincia Bosnae Argentinae“ heißt auch noch jetzt die im eigentlichen Bosnien bestehende seraphische Familie, von der die Herzegowinische Provinz abgezweigt wurde. Der Distriktvorsteher dieser ausgedehnten Ordensfamilie hieß Vicarius, nicht zu verwechseln mit dem zweiten Vokalobern eines Klosters, dem „P. Vicar“. Diese Vicarii wechselten, wie noch jetzt die Provinziale der PP. Franziskaner, regelmäßig alle drei Jahre. Das Amt eines Vicarius bekleidete vom Jahre 1444 bis zum Jahre 1446 Fabianus de Bachia, wie er in den Urkunden genannt wird, eigentlich von Bačka (Batschka) oder Fra Fabijan Baćanin. Unter diesem Fabian a Bachia erhielten die PP. Franziskaner der Vicaria Bosnae vom Papste Eugenius IV. ddo. VI. Cal. Februarii 1444 das Dekret „Sacrae religionis“, welches neben mehreren andern auch das hochinteressante Privilegium enthält: Oleum sanctum et chrisma conficere et benedicere. Daß diese Vollmacht einfachen Priestern, nicht etwa einem konsekrierten Missionsbischofe erteilt wurde, geht aus dem ganzen Tenor des Dekretes klar hervor. Eugen IV. wollte den Bosnischen PP. Franziskanern ganz außerordentliche Begünstigungen vermöge seiner Machtvollkommenheit gewähren, weil sie in entlegenen Orten „in partibus praesertim septentrionalibus“ das